



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

W., G.: Johannes Calvin in seinen Briefen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

schriftsteller schnell und leicht erwerben. Vollständige Übertragung mit Autorrechten von ungedruckten Romanen, Novellen, Gedichtsammlungen, wissenschaftlichen, politischen oder industriellen Ausarbeitungen usw. Reflektanten werden um Angabe ihrer Adresse unter Zusicherung ehrenw. Disk. unter Z. N. 199 usw. gebeten.“ So sollen Größen gemacht werden, die keine sind, ebenso wie durch die bereitwillige Drucklegung von Anfängerdichtungen durch geschäftsrührige Verleger — man kennt die Namen — nur blinde Hoffnungen erweckt werden, die oft genug dem also „Protegierten“ und Zahlenden sozial schädlich sind.

Auch die Sensationshascherei mancher illustrierter Zeitschriften spielt hier hinein — und das sind gerade die Zeitschriften, die die vielen Kurpfuscheranzeigen verbreiten.

Doch genug, wir sind hier an der Grenze der Puscherei, und diese Grenze ist natürlich oft verschiebbar und nicht immer leicht zu erkennen. Und so wollen wir Halt machen.

Die Puscherei wirken lustig weiter, und nur, wenn den „Opfern“ prophylaktisch die Augen geöffnet werden, und wenn ihre Bildung gehoben wird, kann — ganz allmählich — der sozialschädlichen Puscherei das Wasser abgegraben werden.



Johannes Calvin in seinen Briefen



Am 10. Juli dieses Jahres hat die evangelische Welt den vierhundertjährigen Gedenktag der Geburt Calvins gefeiert. Daß dieser Tag bei uns in Deutschland auch nicht annähernd so unter der Beteiligung aller Volkskreise als ein Jubelfest begangen worden ist wie 1883 der vierhundertjährige Geburtstag Luthers, ist begreiflich. Denn Luther hat nicht nur seine unvergleichliche Bedeutung als der große Bahnbrecher der kirchlichen Reformation, sondern wir schauen zu ihm auf als zu einer der größten Gestalten unsers Volkes, zu einer der gewaltigsten Verkörperungen deutscher Art. Calvin ist uns seiner Volksart nach ein Fremder, er ist Franzose; und auch sein reformatorisches Wirken trägt manchen Zug, der ihn uns immer fremd erscheinen lassen wird gegenüber den großen Männern unsrer deutschen Reformationskirche. Calvin ist uns ein Fremder, das müssen wir aber leider auch mit einer gewissen Beschämung sagen; das Bild Calvins als des Schöpfers einer abschreckenden Prädestinationslehre, als des düstern Eiferers für strenge Kirchenzucht, als des in alttestamentlichem Geiste befangenen Glaubensrichters, der einen Servet auf den Scheiterhaufen bringen konnte, dieses Bild ist sehr einseitig; der ganze, wahre Calvin ist bei uns, auch in den Kreisen der Theologen, bisher vielfach ein unbekannter Mann gewesen. Das braucht in Zukunft nicht mehr so zu sein. Denn als wertvollstes Jubiläums-

geschenkt zur Calvinfeier ist unserm Volke jetzt eine Biographie Calvins beschenkt worden, die uns den Mann wirklich kennen lehrt, eine große Sammlung von Briefen Calvins in deutscher Übersetzung, die uns wirklich, wie ihr Titel sagt, Calvins Lebenswerk in wahrer Vollständigkeit, Echtheit und Anschaulichkeit vor Augen führt. *)

Daß diese Brieffammlung (sie bietet von den etwa 1250 erhaltenen Briefen des Reformators 759) vom höchsten Werte für jeden Gebildeten ist, der sich überhaupt um ein lebendiges Verständnis der gewaltigen Kämpfe der Reformationszeit bemüht, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden. Welches bunte, reiche Bild auch der politischen und Kulturverhältnisse jener Zeit, das wir aus diesen Briefen gewinnen — der Zeit, wo Kaiser und Könige, die nur ihre höchst weltlichen Ziele im Auge haben, als Schirmherren der christlichen Kirche dastehn, und fromme schlichte Leute, die nichts andres wollen als Gott von Herzen dienen, als verfluchte Reher den Scheiterhaufen besteigen müssen — wo Hunderte von vornehmen, hochgebildeten Leuten um des Glaubens willen Habe und Heimat verlassen, um in der Fremde eine Freistadt zu suchen, und allerhand unruhige, nichtsnutzige Menschen in der allgemeinen Verwirrung zu Macht und Ansehen kommen — wo es noch für selbstverständlich galt, daß die Pest durch eine Hexenverschwörung in eine Stadt Eingang finde, und man sich von blutigen Seen erzählte, die ein böses Dmen seien — wo eine dringende Botschaft von Genf nach Wittenberg schnellstens in drei Wochen gelangen konnte, und man am 19. März 1546 in der Schweiz noch nichts vom Tode Luthers wußte!

Aber vor allem liegt die Bedeutung dieses Quellenwerks darin, daß wir aus ihm einen wahrhaft großen Mann, eine der bedeutendsten Gestalten des gesamten Protestantismus wirklich kennen lernen. Ein wahrhaft großer Mann, diesen Eindruck muß jeder von Calvin gewinnen, der diese Briefe liest. Nicht als ob sich der, der sie geschrieben hat, darin so gäbe, daß seine Fehler und Schwächen irgendwie verhüllt würden! Er gibt sich, wie er ist; und so verbergen sich die düstere Strenge und die leidenschaftliche Heftigkeit Calvins in diesen Briefen durchaus nicht. Wir beobachten ihn hier mitten in den erregten Kämpfen seines Lebens, in den Kämpfen mit der starken Partei seiner Gegner in Genf, denen der Einfluß des auf sittliche Strenge haltenden Mannes unerträglich schien, in den Kämpfen mit den lutherischen Theologen und mit allerhand Freigeistern. Da geht es nicht ab ohne die schärfsten Urteile, ohne Schimpfworte und Verwünschungen. Aber man muß daran natürlich auch den Maßstab der Zeit anlegen und damit vergleichen, was damals überhaupt in der Polemik Gewohnheit und Stil war. Und vor allem muß man anerkennen, daß Calvin immer nur dort in den Kampf eintritt, wo ihn nicht persönliche

*) Johannes Calvins Lebenswerk in seinen Briefen von Rudolf Schwarz, Pfarrer in Basadingen. Mit einem Geleitwort von Professor D. Paul Wernle. 2 Bände (498 und 496 Seiten). Tübingen, Mohr, 1909. Gebunden 24 Mark.

Rücksichten dazu treiben, sondern wo er überzeugt ist, die Wahrheit verfechten zu müssen, die Sache Gottes führen zu müssen mit heiligem Eifer. Das Bild, das man aus den Briefen von den Feinden Calvins in Genf und von den sittlichen Zuständen der Zeit überhaupt gewinnt, macht es deutlich, daß Calvin mit der strengen Sittenzucht, die er durchzuführen bemüht war, jedenfalls lediglich das Beste des Volkes, dem zu dienen er ganz wider seinen Willen genötigt worden war, im Auge hatte. Ja selbst über einen Vorgang wie die Verbrennung Servets lernt man doch etwas anders denken, wenn man ihn hier genauer kennen lernt. So unmöglich es uns auch heute ist, ein solches Rebergericht irgendwie zu entschuldigen, man kann es doch begreifen, daß in einer Zeit, wo ungezählte fromme, rechtschaffne Leute den Scheiterhaufen besteigen mußten, deren einzige Schuld es war, sich von der römischen Kirche losgesagt zu haben, der Rat von Genf in Übereinstimmung mit der ganzen Schweizer Kirche als einen offenkundigen Verächter und Väterer des Christenglaubens geltenden Mann eines solchen Todes für wert erachtete. Wie Calvin selbst das furchtbare, den Grundsatz der Gewissensfreiheit verleugnende Verfahren zu rechtfertigen suchte, zeigen folgende Worte, die er damals schrieb: „Wenn doch die Papisten so strenge, leidenschaftliche Schirmherren ihres Aberglaubens sind, daß sie in furchtbarem Wüten das Blut Unschuldiger vergießen, so müßten ja christliche Obrigkeiten sich schämen, wenn sie nicht den Mut hätten, die sichere Wahrheit zu schützen. Freilich gestehe ich, nichts wäre weniger nach meinem Sinn, als die Maßlosigkeit ihres Wütens nachzuahmen. Aber ein gewisses Maß muß da sein, damit nicht jeder Gottlose seine Väterungen ungestraft ausspeien darf, wenn mans hindern kann“ (I, 488).

Ist die ganze Wirksamkeit Calvins von leidenschaftlichem Kampf erfüllt, so spricht sich doch überall bei ihm, oft in ergreifender Weise, das tiefe Verlangen nach Frieden aus. In der Widmung zu seinem Psalmenkommentar (II, 175 ff.) gibt er einen Rückblick auf sein Leben, worin er zeigt, wie er „von Natur etwas menschenscheu und schüchtern stets gern ein ruhiges Leben im Schatten gehabt hätte“ und sich in Verborgenheit habe zurückziehen wollen, wie er aber überall geradezu gezwungen worden sei, an einflußreicher Stelle zu arbeiten und zu kämpfen. Und öfters lehren in seinen Briefen Beteuerungen wieder wie die: „Nur eins bitte ich dich, halte mich nicht für so ehrgeizig, daß ich aus eigener Begier die Feinde und den Kampf suche. Nichts wäre mir lieber als ruhige, wissenschaftliche Arbeit, wenn mir nur der, unter dessen Kommando ich diene, Freiheit dazu gäbe“ (I, 459). Überwältigend geradezu aber tritt es uns aus den Briefen Calvins überhaupt entgegen, daß ihm alles unfruchtbare Streiten verhaßt war, und daß der Kampf für ihn nur die eine ihm selber schmerzliche Seite ist an der großen Lebensarbeit, die er sich auferlegt weiß und in deren Ausführung er seine Kraft verzehrt.

Was für ein Arbeiter ist dieser Mann gewesen! Sein Leben lang hat er zu ringen mit einem schwachen Körper; immer wieder ist in den Briefen von

Krankheit die Rede, in frühern Jahren besonders von quälender Migräne, in spätern von schweren innern Leiden; aber vom Bett aus diktiert er seine Briefe, und im Lehnstuhl läßt er sich zur Kirche tragen, um predigen zu können. Wie unzufrieden ist er mit dem, was er fertig bringt! „Ich habe nicht ohne Beschämung, schreibt er seinem Freunde Farel, die Stelle in deinem Briefe gelesen, in der du meinen Fleiß lobst, da ich mir doch so meiner Faulheit und Langsamkeit bewußt bin. Der Herr gebe, daß ich trotz meines langsamen Kriechens doch etwas ausrichte“ (I, 389). Und was leistet dieser Mann, der so von sich schreibt! Von früh bis spät müht er sich rastlos im Dienste seines großen Berufs. Vom Schreibtisch eilt er zur Predigt, von der Predigt zur Vorlesung, von der Vorlesung zu wichtigen Verhandlungen mit Rat und Kollegen. Wenn er heimkommt, drängt sich die Schar der Besucher in seinem Hause, die mit den verschiedensten Anliegen kommen. Was haben ihm allein die Hunderte von Flüchtigen aus allerlei Ländern für Mühe gemacht, die damals in Genf zusammenströmten, um dort unbehindert ihres Glaubens leben zu können! Und daneben die zahllosen kleinen Gefälligkeiten, um die er angegangen wird. Hier bittet ein Abreisender um einen Empfehlungsbrief, dort wünscht man von ihm einen Geistlichen, einen Arzt, eine passende Wohnung empfohlen zu bekommen oder sucht bei ihm Auskunft über die Fortschritte junger Studenten; nichts vergißt er, nichts nimmt er leicht. Nebenbei findet er noch Zeit zu unermüdlicher schriftstellerischer Arbeit: Jahr auf Jahr erscheinen seine Kommentare zu den biblischen Büchern, die Frucht tiefen Eindringens in die Schrift, wohl der bedeutendste Beitrag, den die Reformationszeit überhaupt zur Auslegung der Bibel beigetragen hat. Wie lernt man den feinen Exegeten schon aus der einen Widmung zum Römerkommentar (I, 81 ff.), den klaren Kritiker aus dem Urteil über den Entwurf der Magdeburger Centurien kennen (II, 164). Und welche Summe von treuer, gewissenhaftester Arbeit, die allein seine Korrespondenz selbst bedeutet; an einem Tage, dem 29. Dezember 1555, schreibt er nicht weniger als zehn ausführliche Briefe an hochstehende Persönlichkeiten in Polen, in jedem Briefe individuell eingehend auf die Art des Adressaten, den er nur durch fremde Schilderung kennt.

Aber nicht nur den Riesenfleiß Calvins lassen uns seine Briefe erkennen, sondern die große Persönlichkeit des Mannes mit all ihren hohen Vorzügen tritt uns in ihnen lebendig entgegen. Immer wieder staunt man über den weiten, scharfen Blick, über den großen Zug in seiner Tätigkeit. Von eigentlich politischer Wirksamkeit sucht er sich nach Möglichkeit fernzuhalten; aber es ist begreiflich, daß der Genfer Rat, wenn er sich in großen Fragen nicht zu raten wußte (II, 133), das Urteil dieses Mannes einholte, der überall seinen klaren Blick auch für die politischen Fragen beweist: man lese nur die vorzüglich unterrichtenden Briefe über das Regensburger Religionsgespräch im Jahre 1541, an dem Calvin teilnahm. Und die Sorge für die Zukunft der evangelischen Sache trieb ihn selbst dazu, nach allen Ländern Europas seinen Blick zu richten, um überall mahnend

und ratend einzugreifen, wo er glauben konnte, mit seinen Worten etwas beitragen zu können zur Förderung des großen Reformationswerkes. Darin ist es begründet, daß er einzelnen seiner Kommentare bedeutungsvolle Widmungsschreiben mitgibt an Fürsten, von denen er Großes für die evangelische Sache erwartete: an Herzog Christoph von Württemberg, den Herzog von Somerset, König Eduard und Königin Elisabeth von England, die Könige von Polen, von Dänemark, von Navarra, von Schweden. Daß es sich hier nicht um leere Höflichkeitsbezeugungen handelt, beweisen außer den Widmungsbriefen selbst zur Genüge die andern Schreiben, in denen er sich an diese Herrscher und ihre Ratgeber wendet, bald zum rechten Eifer durchgreifender Reform mahnend und eine Fülle von Ratschlägen erteilend (zum Beispiel das großartige Schreiben über die Reformationsmethode an den Herzog von Somerset, I, 318 ff.), bald im kühnsten Freimut Rauheit oder Leichtfsinn der Großen tadelnd (wie schreibt er an den König von Navarra! II, 222, 353, 391), bald als Anwalt der schuldlos verfolgten Glaubensbrüder vor sie tretend.

Wie in diesen Schreiben an die evangelischen Fürsten, so treibt ihn auch im brieflichen Verkehr mit befreundeten oder gegnerischen Theologen und mit evangelischen Gemeinden, an die er sich wendet, überall der eine Gedanke, den Bau der wahren Kirche zu fördern und alle rechten Christen zur Einheit des Geistes zusammenzuführen. All den unseligen Zwiespalt, der so bald die Evangelischen auseinanderriß, zu überwinden, hat sich vielleicht keiner treuer, anhaltender bemüht als Calvin; er ist geradezu das lebendige Gewissen des Protestantismus in jener Zeit gewesen, das unablässig mahnte, neben der Wahrheit die Einigkeit über alles zu achten (I, 72, 195). Im Anfang, besonders in seiner Straßburger Zeit, hofft er immer noch auf eine Einigung zwischen der deutschen und der schweizerischen Reformation. Melancthon hat er bis zuletzt verehrungsvolle Freundschaft entgegengebracht, obwohl ihn dessen Scheu, sich ganz offen über einige seiner theologischen Gedanken auszusprechen, tief kränkte, weil ihm dadurch vor allem die Möglichkeit einer Einigung mit der deutschen Kirche verhindert schien. Und wie gerecht hat er auch Luther trotz dessen leidenschaftlicher Absage an die Schweizer Theologen stets beurteilt. „Das ist mein Wunsch, schreibt er 1544 an den Züricher Bullinger (I, 200 f.), daß ihr euch darauf besinnt, welch großer Mann Luther doch ist, durch welch außerordentliche Geistesgaben er sich auszeichnet, wie tapfer und unerschütterlich, wie geschickt, wie gelehrt und wirksam er bisher immer gearbeitet hat an der Zerstörung der Herrschaft des Antichrists und an der Ausbreitung der Lehre zur Seligkeit. Ich hab's schon oft gesagt: Wenn er mich den Teufel schölte, ich würde ihm doch die Ehre antun, ihn für einen ganz hervorragenden Knecht Gottes zu halten, der freilich auch an großen Fehlern leidet, wie er an herrlichen Tugenden reich ist.“ Noch 1554 widmet er seinen Genesiskommentar den sächsischen Prinzen, die Widmung wird aber abgelehnt; und 1556 schreibt er an die sächsischen Theologen die schönen Worte: „Den einen Gott, unsern Vater, rufen wir im

Vertrauen auf denselben Mittler an, der gleiche Geist der Gotteskindschaft ist uns ein Unterpfand unsers zukünftigen Erbes, durch das gleiche Opfer hat Christus uns alle versöhnt, auf die gleiche Gerechtigkeit, die er uns erworben, verlassen sich unsre Herzen, desselben Hauptes rühmen wir uns. Da wäre es doch wunderbar, wenn Christus, den wir als unsern Frieden preisen, der aller Fehd ein End gemacht, Gott im Himmel uns gnädig gestimmt hat, nicht auch das bewirkte, daß wir auch auf Erden brüderlich Frieden halten" (II, 129). Wer möchte es heute nicht beklagen, daß solche Worte damals in unsrer lutherischen Kirche keinen Widerhall gefunden haben! In späterer Zeit, als die Einigung mit Deutschland immer unwahrscheinlicher wurde, sucht Calvin mit der gleichen Entschiedenheit wenigstens die Schweizer Theologen zu herzlicher Einmütigkeit zu führen. Und in den letzten Jahren ist er vor allem bemüht, die sich bildende Hugenottenkirche in Frankreich, der er sich durch seine französische Herkunft ja ganz besonders verpflichtet fühlte, mit allen Kräften zu fördern, sie in lebendigem evangelischem Glauben und in Einheit des Geistes zu erbauen. Die Trost- und Mahnbrieife an die Evangelischen in Frankreich, mit dem heiligen Ernste und der tiefen Liebe des wahren Seelsorgers geschrieben, gehören mit zu dem schönsten, was uns die Sammlung bietet; sie verdienen, jedem evangelischen Christen bekannt zu werden.

Es wäre eine schöne Aufgabe, noch deutlicher das Bild des großen edeln Menschen und wahren Christen Calvin zu zeichnen, wie es in diesen Briefen vor uns steht, das herrliche Verhältnis zu seinen Freunden, das uns an dem leidenschaftlichen, düstern Manne doch auch so viel liebenswürdiges und sogar manchen Zug des Humors offenbart, sein kurzes mit viel Leid heimgesuchtes und doch glückliches Eheleben, und den ganzen Mann selbst voll unerschütterlicher Zuversicht und tiefer Demut vor Gott, unbedingt offen gegen die andern und solche Offenheit auch von ihnen fordernd, stets vornehm in der Gesinnung auch jedem ehrlichen Feinde gegenüber, das erfahrene Unrecht gern vergessend, das erfahrene Gute in dankbarem Herzen bewahrend, in großartiger Selbstlosigkeit niemals sein Behagen suchend, sondern im Dienste der andern sich verzehrend — doch wir müssen uns im Rahmen dieser Anzeige mit solchen Andeutungen begnügen. Möchten viele selbst zu dem Werke greifen und dieses Bild eines großen und ganzen Mannes daraus vor sich lebendig werden lassen, eines Mannes, der, wie Bernle am Schlusse seines Geleitwortes sagt, „trotz aller seiner Schwächen und Sünden eine verkörperte Energie des Guten gegen das Böse gewesen ist, in der dogmatischen und kirchlichen Gebundenheit seiner Zeit das Gewissen in Person, und mehr als das, eine wenn auch unvollkommene Offenbarung jenes Guten, das nicht nur Gedanke, sondern die einzige Macht der Wirklichkeit zu sein verlangt“.

Ein Wort nur noch über die Arbeit des Herausgebers. Die Übersetzung der 759 zum Teil sehr umfänglichen Briefe in klares, angenehm zu lesendes Deutsch ist an sich eine solche bewundernswerte Leistung, daß man sich scheut,

einzelnes, das störend auffällt, hervorzuheben (ich erwähne nur die immer wiederkehrende häßliche Form: ich anerkenne, ich anempfehle statt ich erkenne an usw. und die oft ungeschickte Stellung der Fürwörter, die sich ja bei Übersetzungen leicht einschleicht). Bemerkte sei, daß zuweilen zu den von Calvin angeführten Schriftworten falsche Stellen angegeben sind: I, 468 lies 1. Joh. 4, 4 statt Jak. 4, 5; II, 276 Röm. 6, 8 statt 8, 17; 2. Kor. 4, 10 statt 1. Kor. 15, 49; II, 421 1. Petr. 4, 8 statt Jak. 5, 20. Bedauerlich sind auch die vielen kleinen Druckfehler, die namentlich den ersten Band entstellen. Doch soll mit diesen Bemerkungen mehr ein kleiner Dienst für einen künftigen Neudruck geleistet sein als irgendwie das Verdienst geschmälert werden, das sich Verleger und Herausgeber mit ihrer Arbeit erworben haben. Möchten ihnen viele durch freudige Benutzung des wertvollen, auch vornehm ausgestatteten Werkes danken. G. W.



Meine Jugend und die Religion

Von Ludwig Germersheim

(Fortsetzung)



Die Schule selbst bereicherte mein Gemüt nicht. Was sie sonst zu geben hatte, eignete ich mir ohne Mühe an. Meine Mundart und meine Abneigung gegen das Fragen, die sich bei mir im Verlaufe des Schulbesuchs entwickelt hatte, stellte mich vor Rätsel, an deren Lösung dann meine Phantasie arbeitete. Im Lesebuche erzählte ein Gedicht von einem Finklein, das einen Drescher besucht und von diesem gemahnt wird, nicht zu nah heranzukommen: daß ich, wenn ich dresch und klopfe, dich nicht treffe auf den Kopf. Ich war bitter arm an Vorstellungen aus dem Tierleben, ich hatte den lieben Vogel, der so dankbar den ersten lauen, mattblauen Himmel begrüßt, noch nicht kennen gelernt, einer Erklärung scheint man den bekannten Vogelnamen nicht bedürftig gefunden zu haben, so blieb mir nach meiner Mundart nur die Deutung des Wortes Finklein als Verkleinerungsform von Funke. Und nun arbeitete meine Phantasie, halb erschreckt, halb gelockt von der dämonischen Vorstellung eines sprechenden, spielend, drohend der Scheune nahenden Finkens und erquickt von dem kühlen Gleichmut der Bauern, der den drohenden Feind warnt. So gab die Mundart der Heimat dem armen Kinde, das in der Fremde vereinsamte und der Natur fremd wurde, anstatt des Vogels ein Spielzeug für seine Phantasie.

Noch eine Gabe dieser Art schenkte mir damals die Heimat. Fast alle Gebete sind für ein Kind voll von Rätseln, am dunkelsten war für mich und wohl auch für meine Altersgenossen das Glaubensbekenntnis. Ich gewöhnte mich, an unlösbaren Rätseln wie: zu uns komme dein Reich, — wie auch wir vergeben unsern Schuldigern, — und an Jesum Christum, seinen eingebornen Sohn, empfangen von Maria der Jungfrau — mit gleichgiltigen Augen vorüberzugehn. Aber wo meiner Phantasie in dieser fremden Welt eine Heimatähnlichkeit begegnete, da verweilte sie